

Susanne Kuß, Deutsches Militär auf kolonialen Kriegsschauplätzen. Eskalation von Gewalt zu Beginn des 20. Jahrhunderts (Studien zur Kolonialgeschichte, Bd. 3), Ch. Links Verlag, Berlin 2010, 500 S., geb., 49,90 €.

China 1900/01, Südwestafrika 1904 bis 1907 und Ostafrika 1905 bis 1908: Auch wenn das Jahrzehnt ihrer Hundertjahrstage inzwischen vorüber ist (nun droht die hundertste Jähung des Ersten Weltkriegs), sind die drei deutschen Kolonialkriege zweifellos immer noch ein Modethema der deutschen internationalen Geschichte. Selten aber sind sie so leidenschaftslos, quellennah, umfassend und systematisch vergleichend untersucht worden wie in der vorliegenden Studie. Auf der Grundlage eines beeindruckend vielgestaltigen Quellenbestands, der von Ranglisten und Stammrollen über Memoiren und Tagebücher, offizielle Reglemente und Publikationen, Zeitschriften, Tageszeitungen und zeitgenössischen Buchpublikationen in großer Zahl zu Quellen aus 16 in- und ausländischen Archiven reicht, rekonstruiert die Verfasserin die Wirklichkeit der deutschen Kolonialkriegführung im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts.

Einleitenden Kurzdarstellungen von Ursachen, operativem Verlauf, taktischer Gestalt und Ausgang der drei Konflikte folgen im eigentlichen systematischen Hauptteil Untersuchungen zu Zusammensetzung, Gliederung und Motivation der deutschen und indigenen Kolonialsoldaten, mit einem besonderen Schwerpunkt auf dem Karriereverlauf von über 2.000 namentlich bekannten Offizieren (kaum jemand kämpfte in allen drei Kriegen, es gab also keine deutschen Berufskolonialkrieger); zu Waffentechnik (die überlegen machte, wenn sie denn an den Feind gebracht werden konnte), Ausbildung und taktischen Doktrinen (die dem Kolonialeinsatz meist wenig angemessen waren) sowie Militärrecht (das die indigene Zivilbevölkerung zwar auf dem Papier, faktisch aber wohl kaum schützte, es sei denn, dieser Schutz diente der Erhaltung des Kampfwerts der Truppe); zum ideologischen Ballast der Soldaten (Rassismus, Safarilieder und Hunnenreden); zur Rolle von Raum (kriegsbildprägend) und Kartografie (miserabel); zur medizinischen Versorgung und den Problemen des Tropeneinsatzes (in Südwestafrika starb die Hälfte, in den beiden anderen Kriegen die große Mehrheit der gefallenen Soldaten nicht im Kampf); sowie zur Rezeption des deutschen Militäreinsatzes im Ausland (das sich von den Schwierigkeiten der Niederschlagung indigener Aufstände in den deutschen Kolonien überrascht zeigte) und in Politik und Publizistik des Mutterlands, inklusive der Herrschaftsjustiz der Hunnenbriefprozesse (Beleidigungsklagen gegen Zeitungen, die kritische Augenzeugenberichte vom Kriegsschauplatz zu drucken wagten). Ein vergleichsweise kurzer zweiter Hauptteil, dessen Abgrenzung sich allenfalls chronologisch rechtfertigt (inhaltlich hätte eher die Verbindung mit der zeitgenössischen Publizistik nahe gelegen), beschäftigt sich mit der Auswertung der Kriege durch das Militär und mit der Erinnerung daran, die sich aber auf Kolonialkriegervereine und Pfadfinder beschränkt. Hier ist die einzige Stelle, wo man sich an dem schon recht umfassenden Werk vielleicht sogar noch eine Ergänzung gewünscht hätte – was ist mit der Nachwirkung deutscher Kolonial(kriegs)romantik beispielsweise in Liedgut und Jugendliteratur bis in die Bundesrepublik hinein?

Trotz seiner thematischen Breite ist das Buch aber nicht primär eine Enzyklopädie oder eine Phänomenologie deutscher Kolonialkriege. Es ordnet sich vielmehr ein in die Debatte über die Besonderheit deutscher militärischer Gewalt im 20. Jahrhundert und erteilt dabei der Kontinuitätsthese – am Herero-Genozid zeige sich bereits derselbe, in einer spezifisch deutschen Militärkultur wurzelnde rücksichtslose Vernichtungswillen wie in der nationalsozialistischen Eroberungs- und Völkermordpolitik der 1940er Jahre – eine klare Absage. Die Verfasserin verweist überzeugend darauf, dass jeder der drei deutschen Kolonialkriege grundsätzlich anders war. Alle drei waren extrem gewaltsam, aber die taktische und operative Gestalt hing von physischer und Kulturgeografie, von Einsatzbedingungen und Kolonisierungsplänen ab. Konkret: Im dichtbesiedelten Ostafrika konnte man, kolonialkriegstypisch, die indigene Bevölkerung durch Kulturenvernichtung unter Druck setzen, in Südwestafrika war das

nicht möglich, ohne das eigene Überleben zu gefährden. Ostafrika war Herrschafts-, kein Siedlungsland; dort war die afrikanische Bevölkerung daher zu erhalten. Südwestafrika war für deutsche Besiedlung vorgesehen und die Urbevölkerung daher erübrigbar. In China war keine Kolonialherrschaft angestrebt, und einer Politik der verbrannten Erde stand daher wenig entgegen.

Jeder der drei Kolonialkriege war anders: Das ist das Kernargument des Bandes. Zwar gab es mit der auf den Vernichtungsgedanken (im taktischen, nicht im exterminatorischen Sinne) ausgerichteten Militärdoktrin, mit Bewaffnung, Ausbildung und Militärrecht, mit Nationalismus und Rassismus ein „metropolitanisches Marschgepäck“ (S. 231), es konstituierte aber keine einheitliche deutsche Kolonialkriegführung. Erst im Zusammentreffen mit den jeweiligen Gegebenheiten des Kriegsschauplatzes entstand die spezifische Form jedes einzelnen Kolonialkriegs.

Diese Erkenntnis ist pragmatisch, klug und auf Anhieb überzeugend. Ob es dazu eine mehrseitige, von Soziologenkauderwelsch strotzende Herleitung des an sich wenig geheimnisvollen Begriffs „Kriegsschauplatz“ (S. 32-37) gebraucht hätte, steht auf einem anderen Blatt. Einleuchtend ist jedenfalls, dass eine einheitliche, zerstörerische deutsche Militärkultur, die allein für den Herero-Genozid und den Vernichtungskrieg im Osten verantwortlich gewesen sein soll, mit der realen Vielgestaltigkeit deutscher Kolonialkriegführung im frühen 20. Jahrhundert nicht ohne Weiteres vereinbar ist.

Zwei Kritikpunkte könnte man anbringen. Zum einen betont die Verfasserin die zweifellos bestehenden Differenzen vielleicht doch zu stark. Auch wenn in China Angriffe auf Städte dominierten, in Südwestafrika Stellungs- und in Ostafrika Begegnungsgefechte, so sind viele Charakteristika kolonialer Kriegführung, nicht zuletzt die exzessive Gewalt gegen die indigene Zivilbevölkerung, zweifellos allen drei Kriegen gemein gewesen. Zum anderen waren diese Charakteristika nicht allein für deutsche, sondern für praktisch alle Kolonialkriege dieser und vieler anderer Phasen der europäischen Expansion typisch, und diese Dimension hat die Verfasserin vielleicht zu wenig beachtet. Mit anderen Worten: Die Antithese zur allbestimmenden, spezifisch deutschen Vernichtungsmilitärkultur ist vielleicht nicht die Besonderheit jeden Kriegs, sondern die allgemeine Gewaltlogik der kolonialen Situation.

Von der Einleitung abgesehen ist das Buch ausgesprochen lesbar, flüssig und doch präzise geschrieben. Kurzzusammenfassungen des Arguments zu Ende jeden Kapitels machen die beeindruckende logische Stringenz der Darstellung deutlich. Im Detail lassen sich wie immer Fehler finden. Dort wo es spezifisch militärisch, gar militärtechnisch wird, entsteht gelegentlich der Eindruck, die Verfasserin habe einfach abgeschrieben, was sie nicht völlig durchdrungen hat. So wird im Waffenkapitel Gebirgs-, reitende und fahrende Artillerie vermengt (S. 174), und es entsteht (vielleicht nur durch einen ungeschickt gesetzten Absatz) der Eindruck, die Kavallerie habe mit dem Bajonett gekämpft (S. 176). „Vernichtung“ ist „im konventionellen militärischen Sinn“ die Kampfunfähigmachung organisierter Verbände und eben nicht „das gezielte Töten aller an der Schlacht beteiligten Gegner“ (S. 371). Eine „Royal Army“ (S. 315) des Vereinigten Königreichs gab und gibt es nicht.

Dierk Walter, Hamburg

Zitierempfehlung:

Dierk Walter: Rezension von: Susanne Kuß, Deutsches Militär auf kolonialen Kriegsschauplätzen. Eskalation von Gewalt zu Beginn des 20. Jahrhunderts (Studien zur Kolonialgeschichte, Bd. 3), Ch. Links Verlag, Berlin 2010, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 51, 2011, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81232>> [20.5.2011].